

Birgit Panke-Kochinke

Die Konstruktion der Heimatliebe

Eine Untersuchung im deutschen
Leihbuch- und Heftroman (1960–2020)

Birgit Panke-Kochinke

Die Konstruktion der Heimatliebe

Birgit Panke-Kochinke

Die Konstruktion der Heimatliebe

Eine Untersuchung im deutschen Leihbuch-
und Heftroman (1960–2020)

Tectum Verlag

Birgit Panke-Kochinke
Die Konstruktion der Heimatliebe
Eine Untersuchung im deutschen Leihbuch- und Heftroman (1960–2020)

© Tectum Verlag – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2021
ePDF 978-3-8288-7797-9
(Dieser Titel ist zugleich als gedrucktes Werk unter der ISBN 978-3-8288-4709-5
im Tectum Verlag erschienen.)

Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung
bei der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

Alle Rechte vorbehalten

Besuchen Sie uns im Internet
www.tectum-verlag.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Vorwort	VII
1. Einleitung.....	1
2. Wissenschaftliche Impressionen	5
2.1. Der Begriff der Heimat als literarische Konstruktion im Trivialroman	7
2.2. Der Begriff der Heimat als soziologische Kategorie	11
2.2.1. Definition	11
2.2.2. Raumkonzepte.....	13
2.2.3. Identitätskonzepte.....	15
2.3. Heuristisches Modell.....	17
2.4. Das Bergbauerndorf als Kulisse	19
2.4.1. Die „alte Bauernkultur“	22
3. Rekonstruktion der Konstruktion	31
3.1. Der Begriff der Heimat	33
3.1.1. Leihbücher	33
3.1.2. Belletristik.....	34
3.1.3. Heftromane	37
3.2. Die innere Struktur der Heimat	42
3.2.1. Natur und Landschaft	43
3.2.2. Kultur und Brauchtum	52

3.2.3. Die Fremde	60
3.2.4. Die eine und die andere Heimat	61
3.3. Metaphern und Symbole	76
3.4. Bilder und Gestalt	81
4. Erkenntnisse und Perspektiven	83
5. Quellen- und Literaturverzeichnis	95
6. Anhang	115
6.1. Ausgewählte Heftrromane	115
6.2. Ausgewählte belletristische Romane	117
6.3. Ausgewählte Leihbuchromane	118

Vorwort

Warum dieses Thema für mich? Ich bin 1954 geboren, eine Hausgeburt in einer Mietwohnung in Voxtrup – einem kleinen Dorf, das später eingemeindet wurde und dann ein Stadtteil von Osnabrück war. 1956 zogen wir in ein eigenes Haus um – in eine Werkssiedlung der Papierfabrik Schoeller in Lüstringen – erneut ein kleines Dorf, das später eingemeindet wurde und dann ein Stadtteil von Osnabrück war. Über die Herkunft meiner Eltern habe ich mir lange keine Gedanken gemacht. Immer wieder kam jemand an die Tür und sammelte für den Bund der Heimatvertriebenen. Unsere Verwandten waren in der ganzen Bundesrepublik verteilt: In Hamburg lebte eine Schwester meines Vaters, in Karlsruhe Tanten und Cousins meiner Mutter, in Halle an der Saale die Eltern meines Vaters und eine weitere Tante, in Dresden ein Cousin meiner Mutter. Das traf auch auf Freunde zu. Bei Familienfesten setzten sich immer die Gruppe der Männer und die Gruppe der Frauen getrennt voneinander – die Frauen bekamen Kirschlikör und die Männer einen „Klaren“. Und es wurde geredet – über den Krieg, über Politik bei den Männern und über die *Heimat* bei den Frauen. Meine Großmutter und meine Tante sprachen bisweilen „schlesisch“ – wie mir als Kind erklärt wurde. Meine Tante bezog das „Heimatblatt“ und sie erzählte mir und später auch meinen Kindern von „der Heimat“. Peisterwitz – ein kleines Dorf an der Oder, in der Nähe von Ohlau. Das war mir langweilig und ich wechselte zur Gruppe der Männer. Aktuelle Politik interessierte mich mehr.

Meine Mutter äußerte sich nicht zu ihrer Vergangenheit und zum Thema *Heimat*. Sie sprach überhaupt wenig über die Vergangenheit. Nur, um darauf hinzuweisen, dass sie in Breslau eine Frauenoberschule besucht hatte. Als zweitgeborene Tochter hätte sie den elterlichen Bauernhof auch nicht erben können – das erschloss ich später. Doch meinen Kindern gegenüber begann sie dann über das Leben „in der Heimat“,

„die Flucht“ und „die Vertreibung“ zu sprechen. Es waren Geschichten – wie ich später in der Analyse von Kriegskrankenpflegerinnen im 1. und 2. Weltkrieg herausfand – des erfolgreichen Überlebens, des individuellen Sieges über das Elend, das der Krieg mit sich brachte.

Aus der Sicht der Kinder waren diese Geschichten dann wie Märchen: Wie es Oma gelang, mit dem Pferdefuhrwerk, ihren Eltern, ihrer Schwester und deren zwei kleinen Kindern aus dem Dorf zu fliehen, obwohl sie der nationalsozialistische Dorfvorsteher daran zu hindern versuchte und sie die Pistole zog. Oder: Wie es Oma gelang bei der Vertreibung dafür zu sorgen, dass die Familie zusammenblieb und nicht ein Teil mit den Viehwaggons nach Sibirien geschickt wurde.

Wie auch immer: Dieses unscheinbare Dorf in Niederschlesien blieb die *Heimat* meiner Mutter und ihrer Familie und sie war auch die *Heimat* meines Vaters. Eine Jugendliebe in einem Dorf, gemeinsame Pläne, dann der Krieg, der die Liebenden auseinanderbrachte. Dann – auf dem Weg nach Sibirien musste mein Vater durch sein Heimatdorf gehen und meine Mutter lief ein Stück neben ihm her – Geschichten, die an Dramatik kaum zu überbieten sind, mich aber eher dazu veranlassten, diesem Szenario zu entfliehen.

Mein Vater – 1921 geboren und von 1939 bis 1945 im Krieg, zumeist in Russland, im Kessel von Stalingrad, dann Kriegsgefangenschaft und Entlassung im Jahre 1947. Wie er es geschafft hat, zu seiner Schwester nach Hamburg zu kommen, weiß ich nicht. In jedem Fall war er krank zurückgekommen und starb mit 56 Jahren. Wenn er vom Krieg erzählte, dann über gelungene Situationen, die er einem Kind und wohl auch sich zumuten wollte: Wie er einmal russischen Dorfbewohnern Brot geschenkt hatte. Oder: Wie er zum ersten Mal in seinem Leben auf der Krim ein Feld mit Melonen gesehen hat. Oder: Wie sie in Sibirien potemkinsche Dörfer gebaut haben. Mehr nicht. Der Krieg als sechsjähriges Greuelszenario blieb unberührt.

Ich war keine Schlesierin, ich war nicht vertrieben worden. Ich war in Osnabrück geboren und habe dort auch 48 Jahre meines Lebens zugebracht – aber als meine *Heimat* empfand ich diese Stadt nicht. Das seltsame Gefühl von Heimatlosigkeit, das die Nachfolgegeneration der Vertriebenen traf, traf auch mich. Die *Heimat* meiner Familie war nicht meine, sie war verloren und die andere *Heimat*, in der ich geboren war, wurde niemals meine *Heimat*.

Die Niedersachsen – so meine Mutter – essen immer Kohl und Eintopf. Sie kennen keine modernen Ackerbewirtschaftungsmethoden. Der Boden sei zwar viel fruchtbarer als bei ihnen „früher“ gewesen, aber

die Ernte war eher mager. Es gäbe keinen richtigen Sommer und keinen richtigen Winter. Mir erschienen „die Niedersachsen“ als Kind immer wie unkultivierte Wilde. In unserer kleinen Werkssiedlung waren die Nachbarn aus der Sicht meiner Mutter ungebildet. Ich sollte keinen Kontakt zu ihnen haben. Es passte nicht. Und doch war auch ich eine Niedersächsin.

Irgendwann fuhr meine Mutter nach Peisterwitz um noch einmal die *Heimat* zu sehen. Sie fand dort die polnischen Bewohner wieder, die bei ihrer Vertreibung diesen Hof zugewiesen bekommen hatte. Sie beschloss, sobald es möglich war, dort ein Stück Land zu kaufen.

Nach dem Tod meiner Mutter zog ich noch einmal für sieben Jahre in mein Elternhaus in Osnabrück. Ich wollte herausfinden, ob das meine *Heimat* war. Was ich fand war die Bank im Garten, von der aus ich auf „mein Land“ blicken konnte und das Bewusstsein, dass das die einzige *Heimat* war, die ich kennengelernt hatte – ich war zufrieden und fühlte mich heimisch. Immerhin.

Das ist ein kleiner Ausschnitt aus meiner Geschichte der Heimat – vermutlich symptomatisch für meine Generation, eine *Heimat* die geprägt war durch den Verlust der *Heimat* meiner Elterngeneration. Ich finde, die Analyse von Heimatromanen in ihrer trivialsten Form passt gut zu meiner Erfahrung.

Stefanie Prange nun hat mein Manuskript gelesen und dieses nicht nur formal sorgfältig korrigiert, sondern mir darüber hinaus inhaltliche Anregungen gegeben. So stellte sie z.B. aus ihrer Sicht die Frage, was denn für die Generation der heute dreißig- bis vierzigjährigen Erwachsenen, die in einer zunehmend globalisierten Welt aufwachsen, der Begriff der *Heimat* (noch) bedeuten kann. So schlich sich der Gegenwartsbezug in meine eher historisch angelegte Studie bereichernd ein. Herzlichen Dank dafür.

1. Einleitung

Unzweifelhaft ummantelt in der Sekundärliteratur ein multifaktorielles Begriffsgerüst das, was *Heimat* genannt wird. Es beschreibt eine Fülle von Elementen, die in genau dieser Fülle ihre Tragfähigkeit ausweisen sollen. Diese Elemente sind variabel einsetzbar, ergänzen einander und stehen sich bisweilen auch unvereinbar gegenüber. Die *Fremden* oder das *Fremde* steht der *Heimat* gegenüber. Heimatlosigkeit ist ein möglicher Gegenbegriff. Doch letztendlich hat niemand keine *Heimat* und keiner hat eine wirkliche *Heimat*.

In dieses gedankliche Mehrebenenfeld bringt die Trivialität eines Romangeschehens auf den ersten Blick eine wohltuende Ordnung, beruht sie doch vornehmlich auf einem einfachen Fundament: *Heimat* ist eine raumbezogene und unverzichtbare Grundlage menschlicher Existenz, um eine Identität auszubilden. Sie beschreibt und definiert Orte der *Heimat*. Sie benennt Personen, die zu dieser *Heimat* gehören oder auch nicht und sie beschreibt Gefühle, die der *Heimat* eine tiefe Vertrautheit und Sicherheit nachsagen. Diese triviale *Heimat* muss man lieben wie sich selbst. Heimatliebe wird zur Selbstliebe im Innern und zur sozialen Kompetenz im Umgang mit Anderen. Sie bindet sich an ein Bild der Natur, das getragen ist von einer herzerwärmenden Öffnung in den Raum hinein. Mensch und Natur vereinigen sich in einem Traum der Schönheit, Nähe und Geborgenheit.

Diese Phantasie ist nun verflochten mit dem Mythos der Liebe generell – ob als sexuell und romantisch getragene Liebe zwischen zwei Erwachsenen oder als Mutterliebe, die im Herzen einer Familie ihren Platz hat. So bezeichnet die *Heimatliebe* nicht mehr und nicht weniger als die positiv konnotierte Suche nach sich selbst im Gegenüber – in der Natur und in der Kultur. Sie beschreibt einen *Sehnsuchtsort*, der den Vertriebenen träumen und den Heimatlosen hoffen lässt. Damit rekurriert sie vermutlich eher unbewusst auf dieses psychologische Grundmuster der